Schwester und Bruder

Autor(en): **Odermatt, Franz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 38

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647188

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 38 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 21. September 1935

Lebensträume. Von Bertha Hallauer.

Meine Lebensträume zogen
Einst wie weisse Möven aus,
Spielten auf den blauen Wogen,
Tauchten tief in Gischt und Braus.
Schwebten über Klipp' und Riffe,
Hoben weiter sich im Flug,
Schwangen leicht sich auf der Schiffe
Schön geschwung'nen, gold'nen Bug.

Doch die Schiffe sind gestrandet
Irgendwo auf offnem Meer,
Und die Trümmer, die gelandet,
Trug der wilde Sturm einher.
Meine Möven sanken nieder,
Ihre Flügel wurden schwer,
Und ihr leuchtendes Gefieder
Fand die grüne Bucht nicht mehr.

(Aus „Sehnsucht nach dem Lichte".)

Schwester und Bruder

Novelle von Franz Odermatt.

I.

Das Testament.

„Um meinen müden Leib machet nicht viel Sorge, spart das Geld für den irdischen Tand, aber für meiner Seele Ruhe tut ihr nie zu viel. Nichts Unreines geht in den Himmel ein und bis eine Seele, die gewandelt ist im Staub dieser Erde, geläutert ist, daß sie schwebt wie ein Flöcklein Schnee vom Himmel, müssen die Lippen müde werden im Gebet und die Hände erlahmen im Almosengeben.

Um was ich für meinen müden Leib bitte, ist erstens: Bekleidet ihn mit einem Hemde und schlagt ihn in ein Leinlaken, von den neuen flächsernen, die in meiner Kammer in der Trucke liegen. Von diesem Leinen hat meine Schwester Regina den Flachs gezogen, er wurde am Rain oben, wo man den Kirchturm sieht, in feuchten Herbstnächten gebeizt, daß er die Fasern löste, das Garn hat die Christe gesponnen und die Bäse Anne Seppi hat den Faden zu Tuch gewoben. Und hundertmal hat die Christe gesagt: „der Faden hat keinen Tod", und die Bäse hat gesagt, als sie das Wupp daheim auf dem Tisch ausbreitete: „das Tuch hat keinen Tod". Mit diesem Hemde und Laken bekleidet mich; nicht nur der reistene Faden allein hat keinen Tod, auch die Liebe, die den Flachs gezogen und gesponnen hat, stirbt ewig nicht. In diesem Gewande will ich ins Grab. Und dann steckt ein Holzkreuz auf den Hügel und pflanzt ein Reis von dem großen Rosenmarienstock in unserem Garten in die Erde. Der große Rosenmarien im Garten hat uns besonders wohl gewollt, denn er ist heikel zu ziehen. Den Zweig müßt ihr am Fronfastenmittwoch im Märzen schneiden und ihn zwischen Tag und Nacht in die Erde pflanzen und ihn nicht trocken werden lassen. Wer ihn befeuchtet, vergesse nie ein Vaterunser für den zu beten, den diese Erde deckt.

Meine irdischen Habseligkeiten verteilt in Frieden und Eintracht. Der liebe Gott hat mich siebenundsiebenzig Jahre auf dieser Welt behalten, meiner Schwester Regina hat er schon vor drei Jahren die Augen zugedrückt, damit sie sie in der ewigen Herrlichkeit Gottes auftun kann. Meine Verwandten sind alle schon vor mir heimgegangen. Meine Leibeserben sind nach Gesetz des Vaters Bruders, Dominik hieß er, Kinds Kinder und meines Vaters Schwester, der Rösi, ihre Kinds Kinder. Der Dominik hatte drei Buben und ein Maidlein, das ist als Klosterfrau zu Seedorf gestorben. Die Buben: dem Aeltesten war es zu eng daheimen. Der „Große" hieß er bei Vater und Mutter, sie hatte den Narr an ihm gefressen, die Meitli aber hießen ihn: „'s Dominis, der Hübsch". Er ging in die Fremde. Wenn der Herrgott nicht besser um ihn Bescheid weiß, als ich, dann steht's schlimm um ihn. Der Zweite lernte das Schuhmacherhandwerk, ei wäre er dabei geblieben, aber lieber als Schuhe flicken tat er den Ratsherren und der Regierung am Zeug flicken und wo eine politische Jagd los war, war er sicher dabei. Er ist ein armer Schlucker geworden, seine Kinder,

weiß nicht, sind viere oder fünfe am Leben, sind in der Welt zerstreut, doch hört man nichts Schlimmes von ihnen. Der Jüngste hielt sich auf des Vaters Heimeli am Steg zu Altsellen. Von ihm sind Fünfe am Leben. Sie arbeiten und müssen es tun, wenn sie essen wollen. Ist das beste für den Menschen, die Arbeit, sie hält ihn auf dem geraden Weg und wer sie versteht, hat in ihr den liebsten und treuesten Kameraden, dem die guten Worte nie ausgehen. Des Bruders Kinds Kindern hinterlasse ich die fünf Kühlein im Stalle, die zwei tausendpfündigen Gülten auf dem unteren Milchbrunnen, mein Bett und den Hausrat in der Kammer, ausgenommen die Kommode mit dem Leinenen.

Dann kommen der Rösi ihre Nachkommen:

Das einzige Mädchen ist mit zwanzig Jahren an der Auszehrung gestorben wie eine Heilige, o, könnte ich mit ihrer unschuldigen Seele vor den ewigen Richter, möchte ich's lieber heute als erst morgen tun. Der Toneli, die Mutter meinte, sie habe an dem Bub einen Kingstecher, nahm des Rosenwirts Töchterli zur Frau. Eine Zeitlang lebten sie zusammen wie die Vögel im Hanfsamen, dann kamen sie in den Geltenruf und verloren Haus und Heim. Erst dann lernten sie das Arbeiten und Hausen. Sie siedelten sich im oberen Spies an, arbeiteten hart, schlugen sich und die Kinder durchs Leben und zahlten nach und nach die Schulden ab. Von diesem Stamme sind sechs Erben. Da nicht für alle Platz auf dem Spies war, half ich ihnen vor einigen Jahren zum Kauf des Lehenhöfli. Dieses Blatt aber habe ich aus dem Büchlein herausgeschnitten, ich will das Geschäft so behandelt wissen, als sei alles beim Rappen und Angster zurückbezahlt. Dem Franz, dem jüngsten Bub, er ist mein Götti, vermache ich meine silberne Sackuhr mit der Kette, so ich angeschafft habe, als ich bei den Aelplern Fähnrich war, vor vierzig Jahren. Das Marieli, welches versprochen ist mit einem braven Bursch und zu Lichtmeß will Hochsig halten, dem vermache ich Bett und Kasten meiner Schwester Regina selig und alles was in ihrem Stübli steht. Einzig nehme ich davon aus: Ihre Jungfrauenhaarnadel. Sie trug sie fünfzig Jahre lang jeden Sonntag zur Kirche, aber niemals steckte sie sie aus Eitelkeit ins Haar, immer nur aus schuldiger Ehrerbietung vor dem Allerheiligsten. So ist's! Der Schutzengel, der ihr zugeschaut hat, komme und nehme mir die Feder aus der Hand, wenn ich etwa zuviel gesagt hätte! Meine, es sei erst gestern gewesen, daß sie sie zum erstenmal trug am Maria Himmelfahrtstag. Aber noch mit viel größerer Freude schmückte sie sich als geistliche Braut des Pater Wendelin. Ich sah das alte Schmuckstück an ihrem Haupte leise zittern, weil sich ihre Rührung und Andacht ihm mitgeteilt hatten. Es wäre eine Sünd, das schöne Stück, das einen echten Stein in der Filigranrosette hat, Hoffahrt und Schaulust zu überantworten, darum vermache ich es der Mutter Gottes in der Kapelle unter dem Herd.

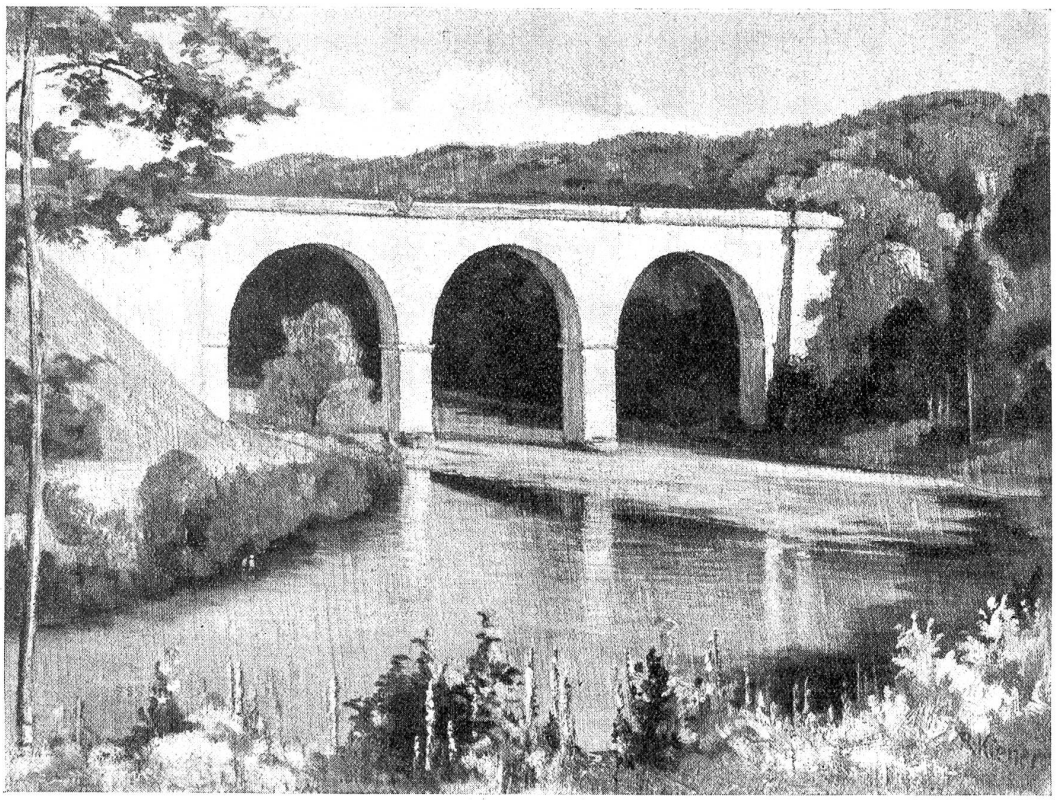
Der zweite Bub von der Rösi hatte eine Frau aus dem Herrenhof zu Buochs geheiratet, ein ängstliches und kränkliches Wesen. Er zeugte mit ihr drei Kinder, sind alle im zarten Alter gestorben. Ist niemand mehr von diesem Stamm am Leben. Der Franz Sepp, ihr dritter Bub, war fünfundvierzig Jahre Knecht bei Landfähnrichs, er ist ledig gestorben, wie seine Schwester, die Köchin war beim Helfer Gut, aber während der Bruder immer nur „Ja, Ja" sagte und nie einen eigenen Willen besaß, regierte die Theres den guten Helfer und das halbe Dorf dazu. Soll ihr nicht schaden in der Ewigkeit, was ich da gesagt habe! Der jüngste hieß Lorenz. Neun Kinder hatten er und seine Frau, sie war eine aus dem Vogelsang zu Altsellen, auferzogen. Sie haben es allweg auch erfahren: Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen. Der älteste Bub kam früh fort, verdiente als Senn einen hübschen Batzen, heiratete eine Frau aus der Guldimatt, erbte das Heimen des Schwiegers; seine Jungen wollen nun über alles hinaus, weil sie meinen, daß sie mit ihrer Sache schier nicht fertig werden; ich wäre ein Narr, täte ich ihnen zu ihrem Haufen noch mehr legen. Die Armut und der Hochmut sind Uebel, aber das letztere ist das Schlimmere.

Die jüngeren Kinder des Lorenz kamen später in die Welt hinaus. Einer der Buben brachte es in Genf zu einem eigenen Hotel und ward ein großer Herr, meine Mutter selig aber sagte, wenn sie von solchen Glücksfällen hörte: „Wo es für den Leib gut ist, dient es der Seele nicht." Diese Nachkommen erben von mir die Gültlein in der Lade, so ich nicht nach anderen Seiten vermacht habe, die vier Stabellen in der Stube mit samt dem Schragentisch und dem alten eingelegten Gänterli in meiner Kammer, jenes Stück, das mir die Juden so manchmal abfeilschen wollten. An diese alten Sachen aber binde ich das Gedinge, daß sie innert den nächsten zehn Jahren nicht in andere Hände wanderen dürfen. Ich vermeine, diese schönen Hausratstücke sollen sie an ihre Herkunft und Heimat erinnern und das hätten die von allen meinen Erben am nötigsten, denn sie sitzen überall nur leicht auf der Erde.

Somit habe ich meine Leibeserben aufgezählt. Sind wir auch einander nie nahegestanden und haben sie mich und die Regina nicht gekannt, solange wir arm und verlassen fremdes Brot gegessen, habe ich sie doch keinen Tag aus den Augen verloren. Wie das Vaterunser kenne ich ihre Namen und Herkunft. Ich meine, wessen Saft keine eigenen Triebe geschlagen, (es wird mir voraus bestimmt gewesen sein) hängt stärker an den seitlichen Stockausschlägen. So folge ich in meinem letzten Willen dem alten Recht und Spruch: Das Gut folge dem Blut!

Aber es bleibt noch mein Heimen Hofstetten. Das wertvollste von meinem Besitz und was mir das Teuerste ist, weil mich jedes Fleckein Boden und jeder Balken an Haus und Scheune an meine und meiner Schwester Arbeit erinnert. Das Heimen allein geht einen anderen Weg als den des Blutes. Das vermache ich dem Seppli Feierabend. Er ist das Stiefkind der Christe selig. Das dritte Kind seiner Mutter, sie hat ihn mit furchtbaren Schmerzen geboren und wenn sie auch nach ihm noch zwei Kindern das Leben gegeben hat und am fünften gestorben ist, nein, sie war seit der Geburt des Buben nie mehr recht gesund. Christe vertrat an ihm und den anderen fünf Waisen die Mutterstelle, der Bub aber wuchs ihr ganz besonders ins Herz hinein, das liegt denk so in der Natur des Weibes, ich weiß es nicht. — — — An dieser Pflicht, an der Liebe zu den Kindern und dem braven Mann ist die Schwergeprüfte und Enttäuschte, an der der liebe Herrgott

im Himmel gutmachen wolle, was ich schuldig wäre (an dieser Stelle war auf einem talergroßen runden Fleck die kräftige Schrift verflossen, als ob darauf während sie noch naß war, eine schwere Träne gefallen wäre) — —, wieder genesen. Jetzt hat er die Dreißig hinter sich und ein Alter, in dem ein Mann ein Weib wünscht. Güter hinterließen ihm die Eltern nicht. Christe schenkte sein Vermögeli Sepplis jüngster Schwester, die drei Jahre lang am Knochenfraß gelitten und hinkt und darum ihr Brot mit ihrer Hände Arbeit nicht zu verdienen vermöchte. Aber vom Seppli will ich noch sagen: Ja, weil der Mensch nicht so billig wie die Vögel sein Nest baut, mag er mit seiner jungen Frau in Hofstetten einziehen. Der lieb Gott wird es der Christe gönnen, daß sie vom Himmel herab schauen und das Glück der jungen Frau genießen kann, in dem Hause, wo sie, Christe, einst gehofft und geträumt hatte, als Herrin und Frau zu walten. Und du Regina, zürnst ihr in der Herrlichkeit des Himmels darob nicht mehr!



Rob. Kiener: Tiefenaubrücke.

Wenn mich einer schelten sollte, weil ich einem Fremden das schöne Heimen vermache, dem sage ich: „Nein, er ist kein Fremder. Auf den Seppli warf die Christe ihre zarte, heilige, von allen zeitlichen Schlacken gereinigte Liebe. Darum ist er mir wie ein Bruder. Ihr von heute, die ihr nicht wißt, wie ich zu der Christe gestanden bin, fraget die Alten. Die werden's euch erzählen!

Der Kapuziner, Reginas geistlicher Bräutigam, darf sich aus meinem Gut die geistlichen Dinge holen; es sind das die Bücher, die er mich lieben gelehrt hat, und die schmerzhafte Mutter Gottes aus Holz geschnitzt, die ich einst einem Juden abgejagt habe. Doch sei es nicht mehr, als was der Almosier, wenn er über Land geht, in einem Mal über die Schwelle wegzutragen vermag. Denn muß geplündert sein, so vertraut man das Liebste und Heiligste nicht Roß und Wagen an, diese Dinge wollen mit den Armen umfaßt hinausgetragen werden ... Geld und Geldwert überlasse ich ihm nicht, denn er hat diesem feierlich abgeschworen.

Wäre jemand, der darob große Augen machen und fragen würde: An das Vaterland, dem deine letzte Liebe gegolten, denkst du nicht? Solche Frager mögen wissen: Immer habe ich im Rat zum Sparen gemahnt. Der Staat gleicht aber einer vielbrauchigen Hausfrau, hat sie viel, schüttet sie noch Honig an den Brei.

Noch ein Wort: Alle, die diese Schrift in die Hände bekommen, mögen es lesen und beherzigen: Alles, was ich an irdischem Gut hinterlasse, danken die, welche es nach meinem Ableben zu Lehen empfangen, zur Hälfte meiner Schwester Regina. Fünfundfünfzig Jahre haben wir zusammen auf Hofstetten gelebt und gearbeitet, gearbeitet, Sonnenhitze und Regen getragen, Fruchtbarkeit und Mißwachs des Bodens erlebt; wir mußten ansehen, wie der wilde Fluß unsere Arbeit begrub und unseres Fleißes spottete, lange nachher noch haben wir unter jedem heftigen Gewitter gezittert und bei langen Regengüssen nach den Bergen ausgeschaut, ob nicht die Höhen Schnee empfangen haben, denn das war uns ein Zeichen, daß die Fluten sich besänftigen. Ja, die mögen darüber lachen, denen der Hagel keinen Halm knickt, der Wildbach keine Wuhre einreißt, wir, die nicht allein die Freundschaft und Brüderlichkeit von Feuer und Wasser mit der Arbeit, sondern auch ihren Haß auf das mit ihrer Hilfe geschaffene Menschenwerk kennen, wissen von diesem Kampf zu erzählen. Auf das Schlummerlied des Flusses konnten wir verzichten. Wer um neune zu Bett geht und um vier Uhr wieder am Tagwerk ist, braucht solcher Musik nicht. Oft erhoben wir uns vom Lager, und die Hose, die ich beim Niedergehen an den Nagel gehängt, hatte ihre Schwingungen noch nicht eingestellt. Ständig lauerte die Gefahr der Vernichtung ob unserer Arbeit. Allein der Kampf um sie forderte nur unsere Kraft heraus und wir lernten die Arbeit nicht um ihres Lohnes, sondern um ihrer Freuden lieben. Die Sonne



Adelboden mit Steghorn und Wildstrubel.

bot uns eine zu karge Arbeitszeit, wir setzten ihr des Morgens und des Abends zu, dennoch war sie unser liebster Gefährte, wir grüßten sie, wenn sie morgens zu uns stieß und wünschten ihr geruhsame Nacht, wenn sie uns abends verließ und tief am Himmel uns winkte, ihrem Beispiele zu folgen.

Die Arbeit war uns Labsal, unser Segen, unser Glück. Sie erhielt uns gesund bis ins Alter und bewahrte uns in der Jugend vor Torheiten. Um ihretwillen haben wir auch gefehlt, doch hat sie, die Arbeit, den Irrtum wieder zum Guten gewendet. Die Feder ist nicht mein Handwerkgerät, verstünde ich besser, sie zu führen, ich schriebe ein Hohelied der Arbeit, so bin ich voll von dem Glück, das sie mir und Reginen beschert hat. Mit meinen siebenundsiebzig Jahren überschaue ich ruhig mein Leben. Es ist mir, ich sehe einen See, der voll zarter, leichtbewegter Wellen ist, so glänzt mir die Arbeit entgegen, Bewegung, Pracht, Rhythmus, Musik, Dinge, die die Welt erhalten und das Leben segnen."

So lautete das Testament des Ratsherrn Meinrad Reiherr zu Hofstetten! (Fortsetzung folgt.)

Ferientage in Adelboden.

Von O. Braun.

Mehr als 20 Jahre sind es her, seitdem ich Adelboden, von einer Wanderung durch das Ueschinental über die Bonderkrinde herkommend, zum erstenmal zu sehen bekam. Ein späterer Besuch, mit Marsch von Frutigen aus auf der alten Adelbodenerstraße, war ebenfalls nur von kurzer Dauer. Im Juli/August dieses Jahres erst bot sich mir Gelegenheit, den heute so viel besuchten Kurort, der sich auf einem von der Talsohle sanft ansteigenden Hochplateau befindet, näher kennen zu lernen. Eine Wanderung durch das wildromantische, matten- und waldreiche Tal der Engstligen bietet schon mancherlei Schönheiten. Wer aber erst einmal in Adelboden ist, dem wird dessen prächtige Umgebung ganz besonderen Genuß bereiten. Voll Bewunderung blickt das Auge hinüber zu dem prächtigen Alpenkranz, der sich vom breit hingelagerten Elsighorn bis zu dem mit ewigem Schnee bedeckten Wildstrubel erstreckt. An Gelegenheit zu allerhand größern und kleineren Bergtouren fehlt es hier also nicht. Die schlanke Pyramide der Bonderspitze, Klein Lohner, das mächtige, imposante Massiv des Groß-Lohners, das steil und trotzig in die Lüfte ragende Tschingellochtighorn, Kindbettihorn, Tierhörnli, Steghorn, alles Gipfel, bei deren Anblick ein echtes Bergsteigerherz in Wallung geraten muß.

Aber auch von der gegenüberliegenden nördlichen Talseite aus läßt sich eine Reihe von schönen Bergfahrten ausführen, so z. B. auf den Wannenspitz, das Türmlihorn, auf das als Training zu Klettereien vorzüglich geeignete Gsür und das aussichtsreiche Albristhorn. Spaziergänger und Sommerfrischler kommen in Adelboden ebenfalls voll und ganz auf ihre Rechnung. Als einer der schönsten Spaziergänge darf wohl der der nördlichen Berglehne entlang führende Hörnliweg bezeichnet werden, der reichlich mit Ruhebänken versehen ist und einen prächtigen Ausblick auf die gegenüberliegende Bergkette, Wildstrubel, Lohnermassiv usw. darbietet. Wir haben diesen Weg während unseres Aufenthaltes zu verschiedenen Malen begangen und ihn immer wieder reizend gefunden.

Auffallend groß ist die Zahl der Ruhebänke in der Umgebung von Adelboden, das auch viele aus alten Zeiten stammende Holzhäuser aufweist, von denen hier besonders das sogenannte Zürcherhaus in Stiegelschwand erwähnenswert ist. Ein großer Teil der Häuser in Adelboden ist mit frommen Sprüchen verziert, die, wie es in einem von Dr. Th. Imhof, gewesener Gymnasiallehrer in Bern, verfaßten Gedicht heißt: „als wie ein Himmelsblumenkranz um das Gebälk sich legen". Eine Sammlung dieser von Gemeindeschwester Rösi Zryd in jahrelanger, unermüdlicher Tätigkeit gesammelten Sprüche finden sich in dem von Alfred Bärtschi verfaßten, mit vielen Bildern ausgestatteten verdienstvollen Werk: „Adelboden, Aus der Geschichte einer Berggemeinde", auf das hier noch besonders hingewiesen sei. Aus der großen Zahl dieser Sprüche sei hier nur einer angeführt:

Menschenwerk muß untergehn,
Gottes Werk bleibt ewig stehn.
O so zieh uns, Herr, zu dir,
Denn wir müssen bald von hier.

Erwähnenswert ist auch die alte, 1433 aus Tuffstein erbaute Kirche, die 1914 restauriert wurde und neben der ein uralter mächtiger Ahornbaum schützend seine Aeste ausbreitet.

Woher der Name Adelboden kommt, ist nach den Aufzeichnungen von Bärtschi nicht mit Sicherheit festzustellen. Eine Marchbeschreibung von 1352 spricht nur von einem Eintschlingrund. Nach Ansicht des obgenannten Verfassers ist, als naheliegendste Erklärung, der erst 1409 aufgetauchte Name Adelboden auf den Reichtum des Boden an herrlichen Alpenkräutern (adeliger Boden) zurückzuführen.